Kulturwissenschaftliche Raumforschung

Autor(en): **Schmucki, Johanna / Rolshoven, Johanna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde = Folklore suisse : bulletin de la Société suisse des traditions populaires = Folclore svizzero : bollettino della Società svizzera per le tradizioni popolari**

Band (Jahr): **99 (2009)**

Heft [4]

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1003877

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kulturwissenschaftliche Raumforschung

Prof. Dr. Johanna Rolshoven ist zum Zeitpunkt des Interviews in Basel mitten in den Vorbereitungen für ihren Umzug nach Graz, wo sie die Stelle als Professorin für Kulturanthropologie und Leiterin des Instituts für Volkskunde und Kulturanthropologie antritt. Nachdem die deutsche Volkskundlerin 18 Jahre in der Schweiz gelebt hat, fällt ihr der Abschied nicht leicht, obwohl sie von sich sagt, sie habe gelernt, an vielen Orten zu Hause zu sein. Denn sie hat zeitweise auch in Frankreich und in Finnland gelebt, und ihr heimlicher Hauptwohnsitz liegt in Südfrankreich.
Johanna Rolshoven hat sich vertieft mit einer kulturwissenschaftlichen Mobilitäts- und Raumforschung auseinandergesetzt und befasste sich insbesondere mit multilokalem Wohnen. Johanna Schmucki, Studentin der Kulturanthropologie in Basel, trifft sich mit ihr zu einem Gespräch über die Bedeutung von Raum, das Wohnen in der heutigen Zeit und die veränderlichen Strukturen von Agglomerationen:

JS: Zum Einstieg: Warum beschäftigen Sie sich mit Raum?
J. Rolshoven: Ich denke, Raum ist eine der wichtigsten Kategorien, die wir haben. Die Volkskunde hat ja ein paar grundlegende Kategorien: Identität, Alltag, Kultur. Und der Raum, den gibt es schon länger auch als Kategorie. Warum ich mich mit Raum beschäftige ist deshalb, weil ich ganz früh gemerkt habe, dass Sie ohne den Raum überhaupt nicht auskommen, wenn Sie akteurszentriert arbeiten und von der Bewegung und dem Denken, den Aktionen des Menschen ausgehen. Und so bin ich darauf gekommen nach und nach. Das ist immer auch eine Entwicklung des Denkens. Wenn wir Raum nicht nur konkret als mehrdimensionales Konstrukt oder Gebilde zur besseren Beschreibung unserer Alltagswirklichkeit anschauen, sondern auch als Theorem nehmen, als theoretisches Element, so denke ich erlaubt uns das, Sachen zusammenzudenken, die wir sonst mit wissenschaftlichen Begriffen nur schwer beschreiben können. Im Moment arbeite ich über Multilokalität, und wenn Sie zum Beispiel beschreiben wollen: was ist das, dass ein Mensch hier sitzt an einem Tisch, mit seinem Körper an einem bestimmten Ort ist, mit den Gedanken an einem anderen Ort ist, mit seiner Geschichte an vielen anderen Orten ist? Diese vielen Ortserfahrungen sind in seinen Körper mit eingestrickt, wenn man jetzt nur einmal beim Örtlichen ist. Und dass er per Kommunikationstechnologien gleichzeitig an anderen Orten mit sein kann, ist etwas, was für die traditionellen Wissenschaftler schwer vorstellbar ist und für die Jugendlichen von heute völlig selbstverständlich, weil sie darin sozialisiert werden und sich aktiv diese Kompetenzen aneignen.

JS: Wie erforscht oder beschreibt man den Raum kulturwissenschaftlich?
J. Rolshoven: Ja, das wäre so ein Beispiel: Sie nehmen die Räumlichkeit des Akteurs, der im Zentrum unserer Wissenschaft steht. Seine körperliche Extension, sein Handeln ist räumlich, sein Kommunikationsverhalten ist räumlich. Wenn wir beide hier sitzen, stellen wir einen eigenen Kommunikationsraum dar, wenn jemand anderes hier ist, ist es eine andere Anordnung. Es ändert sich, das heisst, es hängt alles vom Akteur ab, er stellt verschiedene Räume her, die entstehen und die wieder vergehen, das ist eine Zeit-Raum-Dimension. Und wenn Sie das darstellen wollen, auch einfach nur beschreiben wollen, hilft Ihnen der Raumbegriff enorm, weil Sie sowohl den dreidimensionalen Raum, den sozialen Raum als auch den gedachten Raum, den virtuellen Raum integrieren können.

JS: Sind es diese sozusagen drei – oder vier – Räume, die angeschaut werden?
J. Rolshoven: Es sind die drei. Ich denke, dass diese drei Geschichten trialektisch miteinander verbunden sind *(zeichnet Dreieck auf den Notizblock)*. Sie haben den *gebauten Raum (1)*. Der *soziale Raum (2)*, das ist der Raum, den die Menschen herstellen, um miteinander leben zu können, ein Raum, der von Ungleichheiten durchzogen ist. Und dann der *erlebte und gelebte Raum (3)*. Dieser Raum, das ist das, was Sie erfahren. Alles, was wir denken und tun, spielt sich in den Räumen ab, die wir kennen oder von denen wir Vorstellungen entwickeln, und in diesem Zusammenwirken von den drei Dimensionen, da entsteht «Kultur» für meine Begriffe. So lässt sich mit einem Raummodell Kultur beschreiben.

JS: Welche Bedeutung hat das Wohnen heute? Verliert es eher an Bedeutung?
J. Rolshoven: Wenn Sie anschauen, in welchem Jahrzehnt wurde etwas *wie* erforscht, können Sie daran die Paradigmen des wissenschaftlichen Denkens ablesen. Weil die Volkskundler sich erst mal mit den Dingen beschäftigt haben, mit dem Immobilen, hat man sich mit den Häusern beschäftigt und hat auch getrauert um den Verlust der traditionellen Wohnformen. Und dann ist man sozialkritisch geworden in den 70-er, 80-er Jahren, dann hat man sich mit den ungleichen Formen des Wohnens auseinandergesetzt. Heute ziehen die Leute sehr viel schneller um als noch vor 10 oder 20 Jahren. Die Wohnung hat deswegen keine geringere Bedeutung, wie manche sagen. Oder der Raum, der Ort, hat keine geringere Bedeutung, sondern die Leute entwickeln Kompetenzen, auch an vielen Orten im Laufe ihres Lebens gewohnt zu haben oder sogar gleichzeitig zu wohnen. Ich denke, das Thema Wohnen ist, wie jedes andere Thema, auch ein Spiegel der zeitgenössischen Gesellschaftstheoriebildung.

JS: Kann man auch sagen, dass man früher mehr die Identität an einem Ort konstruiert hat und dies heute mehr multilokal geprägt ist?
J. Rolshoven: Ich hüte mich immer davor, solche Schlüsse zu ziehen. Ich denke, dass wir in einem ganz rigiden nationalstaatlichen Erziehungsprozess im 19. Jahrhundert zur Sesshaftigkeit gezwungen wurden. Noch nie in der

Geschichte der Menschheit hatten so viele Leute *gewohnt*, hatten eine Wohnung, hatten eine Adresse. Wenn Sie die Schichtenverteilung von früher anschauen, dann war das eine ganz kleine Spitze prozentual an der Bevölkerung gemessen, die nur an einem Ort wohnte. Saskia Sassen, amerikanische Ökonomin, sagt, dass 70% der europäischen Bevölkerung um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Strasse waren, ständig «on the move». Als die Städte explodierten, sind die Hausnummern erfunden und die Wohnungen geschaffen und saniert worden. Wir sind nach dem Vorbild des bürgerlichen Wohnmodells alle zur Sesshaftigkeit erzogen worden. Das heisst, es ist ein hochgehandelter Wert, es heisst aber nicht, dass deswegen alle Leute ihre Hauptidentität übers Wohnen beziehen. Wenn Sie sich die IKEA-Reklame angucken oder die Lebensweise von jungen Leuten in Ihrem Alter: die können wohnen mit ihrem Laptop einen Tag in ihrem ehemaligen Zimmer zu Hause, einen Tag in der Jugendherberge in Rotterdam, einen Tag bei der Grossmutter, einen Tag in der WG. Also wenn man das einmal beschleunigt darstellt, an wie vielen Orten man ist. Man lernt erst, sich zu behausen und Vorstellungen zu entwickeln, wie das ist, sesshaft zu werden, aber dass wir daraus einen Grossteil unserer Identität beziehen, glaube ich nicht.

JS: Was ist das Spezielle an der Agglomeration in Bezug auf das Wohnen?
J. Rolshoven: Ich denke, die Agglomeration ändert sich im Moment sehr stark oder wird sich in den nächsten Jahren ändern. Die Agglomerationen sind ja die ersten Wohlstandszeichen einer Gesellschaft, wo die Familien zum Teil einen doppelten Verdienst hatten und sparen konnten. Also die Leute sind auch vom Markt dazu erzogen worden, vom Häuschen im Grünen zu träumen, und dann haben die Bauunternehmen, die staatlich gefördert wurden, einen Markt gewittert und dadurch sind viele ungeordnete, heterogen aussehende, zum Teil sehr schnell gebaute Agglomerationen entstanden. Zum einen hat sich der Stadtgürtel immer mehr natürlich vergrössert, weil der Zuzug so gross geworden ist, wir haben die südosteuropäische und mediterrane Zuwanderung gehabt. Und dann sind aber auch schöne Siedlungen entstanden in den 60-er, 70-er Jahren, weil die Leute, die in den Innerstädten in Zürich oder in Basel wohnten, zum Teil bis in die 70-er Jahre keine Badezimmer in den Wohnungen hatten. Die Studenten haben das dann noch ganz lustig gefunden, günstige Altstadtwohnungen mit der Toilette auf dem Flur.

JS: Das gibt es jetzt noch. Ich kenne Leute, die so wohnen.
J. Rolshoven: Also es ist noch nicht so lange her, seit wir zum Teil sogar zwei Badezimmer haben. Also man wollte die Modernisierung auch und wollte gerne in diese neuen Überbauungen ziehen. Dann kam der Traum vom eigenen Häuschen auf, der vielleicht auch noch aus den landwirtschaftlichen Wurzeln stammt. Sie können diese Entwicklungen in Zürich so schön sehen. Da kommt erst der grosse Siedlungsgürtel mit den Hochhäusern, die wir gar nicht mehr schön finden, dann eine ganze Weile fand man noch schön die Reihenhäuser, die sind uns jetzt zu schäbig, die sind 60-er Jahre, das will man

alles nicht gewesen sein. Dann wird es immer schöner, je weiter der Gürtel von Zürich weggeht, in der S5-Stadt in dem Agglomerationsteil in Richtung Kanton St. Gallen am Zürichsee entlang. Da haben Sie Einfamilienhaussiedlungen, das sind absolute Luxusteile, das ist jetzt «hipp». Und die Leute sind in ihrem Leben dreimal von einem Haus zum anderen gesprungen, weil es immer noch eine Spur schöner oder seenäher war. Und man hat mehr Geld, man kann sich mehr Standard leisten. Da passieren im Moment demografisch sehr viele Entwicklungen. Seit Ende der 90-er Jahre gibt es eine Rückwanderung, man möchte wieder in die Innenstädte ziehen. Gleichzeitig werden die Agglomerationen, ohne dass wir es merken, zu ganz wichtigen Integrationsbögen für die Familien mit zweiter, dritter Generation an Ausländerkindern.

JS: Sind die Agglomerationen doch eher noch dörflich organisiert?
J. Rolshoven: Gehen Sie einmal nach Biel-Benken im Baselbiet, da haben, ich glaube, es waren Herzog & de Meuron, eine Wohnsiedlung hingebaut. Das ist so das absolut ideale Schweizer Dorf mit so schönen Bauernhäusern. Und ich bin gestern durchgefahren, da werden Kirschen verkauft, da wird wirklich Tradition inszeniert, die bäuerliche Lebensform von ihrer schönsten Seite. Und diese Orte sind ganz stark durchmischt mit Akademikern, mit jungen, aufsteigenden Familien. Da passieren neue, aufregende Sachen. Ich glaube nicht, dass das ländlicher ist, die haben vielleicht einen viel besseren Internetanschluss als in Basel-Stadt. Vielleicht je urbanisierter es wird, desto ländlicher gibt man sich den Anstrich nach aussen, weil man hier eben genau mit diesen Lebensstilelementen auch spielerisch umgehen kann. Diese absolut modernistische Wohnsiedlung, die zwei Meter von einem alten Hof weg steht, geht so eine Art *mariage* ein, die zu einer neuen Diversität von Bau- und Wohnformen wird. Und die Räume ändern sich natürlich mit den Menschen, die da eingreifen. Die Räume ändern sich nicht «an und für sich».

JS: Zum Abschluss: Wie würden Sie Ihre persönliche Lebenswelt in Bezug auf das Wohnen beschreiben?
J. Rolshoven: Ich denke, ich habe viel Mobilitätserfahrung, durch die berufliche Situation, durch die private Situation. Es ist auch möglicher geworden. Ich habe immer einen grossen Abschiedsschmerz, wenn ich wieder weggehe von einem Ort. Aber dadurch, dass man an jedem Ort einen kleinen Anker auswerfen kann, kann man sich in einem bestimmten Raum relativ frei bewegen, und das tue ich auch. Was schön ist: Wenn ich zu den Orten, an denen ich eine Weile gelebt habe, zurückkomme, merke ich: die gehören immer noch ein Stück mir. Wo man einmal war, das hat man sich durch die Alltagswege angeeignet und das nimmt einem keiner mehr.

Johanna Schmucki
johanna.schmucki@stud.unibas.ch